



WEIHNACHTEN
*Das Fest der
Katzen*

it



Weihnachten ist auch das Fest der Katzen – viel Neues und Aufregendes erwartet unsere Stubentiger! Es raschelt und knistert, blinkt und glitzert, unbekannter Besuch schneit ins Haus, und es duftet verführerisch . . .

Zwei listige Kater, die einen unliebsamen Weihnachtsgast vertreiben und so den Familienfrieden wiederherstellen; ein Kater aus dem sonnigen Portugal, der den ersten Schnee entdeckt, und eine Katze, die die Geduld Gottes auf eine harte Probe stellt – die hier versammelten Geschichten erzählen von neugierigen und eigenwilligen, von schüchternen und anschmiegsamen Katzen. Mit Tipps, wie Sie Ihrer Katze den Winter verschönern und aufregende Weihnachtstage gestalten . . .

**WEIHNACHTEN –
DAS FEST DER KATZEN**

Ausgewählt von Gesine Dammell | Insel Verlag

Umschlagfoto: Konrad Wothe/Getty Images;
Lina Aidukaite/Getty Images

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4262

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorenverzeichnis und Quellennachweise am Schluss des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Cornelia Niere, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35962-3

INHALT

Katja Lange-Müller, Ach Gott, die Katze	9
Katja Berlin, Katzen im Winter. Eine Gebrauchsanweisung	14
Ursula Naumann, Die Zärtlichkeit der Kater . .	23
Ilke S. Prick, Wie Katz und Hund	31
Tom Schulz, Wie Kasimir und Karoline, Mucks und Mäuschen den Weihnachtstag feierten . .	43
Andrea Schacht, Ein kätzisches Weihnachtsessen oder Chatons à donner	58
Hermien Stellmacher, Weihnachtsremmidemmi	77
Barbara Bronnen, Natale	91
Nadja Mayer, Schmidt sucht das Weiße	98
Monika Maron, Später Dank	108
Peter Glaser, Die Katzen, das Netz und die Liebe	115
 Autorenverzeichnis und Quellennachweise . . .	 133

In diesem Herbst starben unsere beiden alten Katzen kurz hintereinander. Nierenversagen, die häufigste Todesursache bei älteren Katzen, sagte die Tierärztin. Jamaica, die wir nur Wuschi nannten, war neunzehn Jahre alt geworden, Ayla siebzehn. Sie hatten einander gehasst. Wuschi war bis zum Schluss schön geblieben, mit ihrem schwarzen glänzenden Fell, dem frischen weißen Brustlatz und den weißen Stiefelchen. Den Sommer über lag sie gewöhnlich vor der Haustür. Ernsthaft, würdig, in sich ruhend, zurückhaltend und sehr sanft, wäre sie viel zu gut für eine Katze gewesen, hätte es da nicht die braunschwarze Ayla gegeben, ein zierliches, lebhaftes, hypernervöses, misstrauisches Geschöpf, das mit Menschen schlechte Erfahrungen gemacht hatte, bevor sie zu uns kam und blieb, obwohl Jamaica sich alle Mühe gab, sie zu vertreiben. Sie lauerte an den Türen, um schnelle gezielte Hiebe auszuteilen, sie hielt Wache vor der Katzenklappe, um ihr den Einstieg zu versperren, sie schubste Ayla vom Futternapf weg oder stürmte plötzlich auf sie los. Nur nachmittags, wenn die Katzen ihre friedlichen Stunden haben, lagen die beiden manchmal ruhig, sogar schnurrend nebeneinander. Jedenfalls Ayla wird sich freuen, dachten wir, als

Wuschi starb, jetzt hat sie noch ein oder zwei glückliche Jahre. Aber seltsamerweise schien es so, als sei mit dem Tod der Feindin auch ihr Lebenswille erloschen. Sie wurde apathisch, lag am liebsten auf Wuschis Stammplatz vor dem Haus, fraß nicht mehr, trank nicht mehr, magerte ab und schlief ein.

Das Haus ist leer, aber ich glaube sie immer noch zu hören. Ich sollte uns wieder ein Kätzchen holen, die Tierheime wissen ja nicht, wohin mit den vielen Katzen.

*

Der Bus ist von der Landstraße abgebogen und windet sich im Schneetreiben durch den hochgelegenen Vorort des Universitätsstädtchens. Ein Villenviertel, viele Häuser aus den sechziger und siebziger Jahren mit großen Grundstücken, Obstbäumen und noch mehr Koniferen. Jetzt ist alles unter einer dicken Schneedecke begraben. Berge von Schnee auch an den Straßenrändern, die Bewohner haben vor ihren Häusern fleißig geräumt, manche sind schon wieder dabei. Wir waren heute schon dreimal draußen, sagt jemand hinter mir, vielleicht gibt es ja weiße Weihnachten.

An der Haltestelle vor dem alten Schloss steigt eine Frau zu und setzt sich neben mich auf die andere Seite des Ganges. Sie ist groß und füllig, umhüllt von einem formlosen dunkelblauen Mantel, auf dem die Schneeflocken zu nassen Flecken werden, eine hellblaue Woll-

mütze über den zu schwarz gefärbten dauergewellten Haaren. So um die Mitte vierzig wird sie sein, mindestens, schätze ich. Sie hat keine Tasche dabei, dafür einen Jutebeutel mit schwarzen Zeichnungen. Komisch, bei dem Wetter.

Weiter unten am Altenwohnheim ist erst einmal Schluss, der Bus muss anhalten. Die Straße vor uns ist zu, Polizeiwagen, Krankenwagen, zwei Pkws am Straßenrand. Unser Fahrer steigt aus, die sind einfach ineinandergerutscht, berichtet er, zum Glück nur leichte Verletzungen, Wartezeit unbestimmt, wer aussteigen und zu Fuß weiterwolle – Ich bleibe, die Frau neben mir auch. Viel zu glatt, sagt sie zu mir. Jetzt erkenne ich das Muster auf ihrem Jutebeutel. Er ist bedruckt mit Katzen, vielmehr Katzenköpfen, Katzenportraits, dicht an dicht, mehrere Reihen. Habe ich selbst entworfen, sagt sie, und dass sie siebzehn Katzen hat. Siebzehn! Sie ist Sekretärin an einer Schule, sie hasst ihre Arbeit. Die Lehrer sind arrogant, die Schüler schlecht erzogen. Diese Kichergänschen mit ihren Piercings und ihren nackten Bauchstreifen, manche ziehen das sogar noch in der Kälte durch, und die Jungen mit den umgedrehten Baseballmützen, den Schlabberhosen, dem Macho-Gehabe, alle chronisch verstöpselt und hektisch simsend! Ich bin immer froh, wenn ich da raus bin. Ja schon, sie sind nicht alle so, die kleineren sind manchmal ganz nett, aber glauben Sie mir, es macht keinen

Spaß. Ich weiß genau, was die von mir denken – man, die ist ja so eklig mit ihren Fettrollen.

Das alles erzählt sie mir wirklich, und noch einiges mehr, ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll, darauf kann man ja eigentlich nichts sagen, ich sehe sie in ihrem engen, stickigen Büro sitzen und die unsicheren, von sich selbst besoffenen Teenager und dann mich im langen hohen Gang meiner Hamburger Schule, in einem der Fähnchen, die meine Mutter mehr schlecht als recht für mich schneiderte, unten, im Erdgeschoss, wo die Direktorin residierte, bewacht von einer streng bebrillten Vorzimmerdame – – Es geht weiter, ruft der Busfahrer.

Die Katzen sind immer so richtig, sagt meine neue Bekannte. Vor dem Aussteigen drückt sie mir noch ein Büchlein in die Hand. Ist von mir, vielleicht schauen Sie ja mal rein, Sie mögen Katzen, hoffentlich?

*

Die zwölfjährige Louisa May Alcott aus Concord, die später durch ihren Roman *Little Women* berühmt wurde, notierte ein Beispiel für die Lektionen, die man ihr erteilte.

Von welchen Tugenden hättest du gern mehr?

Sie antwortet:

Geduld	Liebe	Schweigsamkeit
Gehorsam	Großzügigkeit	Beharrlichkeit
Fleiß	Respekt	Selbstlosigkeit

Und von welchen Lastern weniger?

Sie antwortet:

Faulheit Eigenwilligkeit Eitelkeit

Ungeduld Unverschämtheit Stolz

Selbstsucht Umtriebigkeit Liebe zu Katzen

Ein Beispiel für das Laster der Katzenliebe finden wir im zehnten Kapitel von *Little Women*. Darin ist eine Nummer der Wochenzeitschrift abgedruckt, die Louisa und ihre drei Schwestern jeden Samstag zusammen schrieben, fast ein Jahr lang. »Schmerzlicher Verlust für uns alle« ist die schwarz eingekastelte Anzeige überschrieben, die der Öffentlichkeit das plötzliche und geheimnisvolle Verschwinden ihrer geliebten Freundin, Mrs. Snowball Pat Paw, mitteilt.

»Diese liebliche und geliebte Katze war der Liebling eines großen Kreises bewundernder Freunde, denn ihre Schönheit zog alle Augen auf sich, ihre Anmut und ihre Tugenden gewannen ihr alle Herzen, und ihr Verlust wird von allen tief empfunden.

Zuletzt wurde sie gesehen, als sie am Gartentor saß und den Karren des Fleischers beobachtete. Es wird befürchtet, dass ein Bösewicht, durch ihre Reize betört, sie niederträchtig gestohlen hat. Seitdem sind Wochen vergangen, ohne dass eine Spur von ihr entdeckt wurde: und wir lassen alle Hoffnung fahren, binden ein schwarzes Band an ihren Korb und beweinen sie als eine uns auf immer Verlorene.«

Dem hat Louisa, die sich in ihrem Roman Jo nannte, noch ein Gedicht, eine Klage um die Mrs. S. B. Pat Paw, folgen lassen. Die neue, namenlose Katze mit dem schmutzigen Gesicht, die ins Haus gekommen ist, jagt nicht so tüchtig, spielt nicht so anmutig wie ihre Vorgängerin und faucht die Hunde nur an, anstatt sie beherzt zu vertreiben. Sie ist nützlich und sanft –

*She is useful and mild, and does her best
But she is not fair to see;
And we cannot give her your place, dear,
Nor worship her as we worship thee.*

*

Katzengedichte! Das Büchlein meiner Busbekanntschaft, selbst geschrieben, selbst illustriert und selbst verlegt, enthielt Dutzende davon. Sie waren nicht einmal schlecht, gar nicht peinlich, wie ich erwartet hatte. Am besten gefiel mir eine längere Geschichte, in der die Katze erst ganz zum Schluss aus dem Sack gelassen wurde. Sie handelte von einer jungen Frau namens Charlotte, die mit dem Leben nicht zurechtkommt. Der Zustand der Welt – sie kann die Bilder und Nachrichten, die jeden Abend in ihre Wohnung eindringen, nicht abschütteln. Sie hat Angst vor der Zukunft, auch vor der eigenen. Mit Jura studiert sie ein Fach, das ihr nicht liegt und immer weniger gefällt, je länger sie da-

ran festhält, weshalb sie das tut, weiß sie selbst nicht genau, vermutlich, weil der Vater sich das so sehr gewünscht und gehofft hatte, sie würde eines Tages seine Anwaltspraxis übernehmen, und sie zunächst gedacht hat, mit Geduld und Beharrlichkeit käme irgendwann die Lust an der Sache. Dabei ist ihr im Grunde klar, dass sie am Ende doch aufgeben wird. Die Liebe ist noch so ein dunkles Kapitel. Sie ist angenehm anzusehen, das, was man apart nennt, eine knabenhafte Figur, schmales Gesicht, kurz geschnittene braune Haare, große Augen, eine leicht gebogene Nase, aber es fehlt ihr an Selbstvertrauen, sie hängt sich an Männer, die sie nicht einmal mag, und schämt sich dafür. Immer öfter spielt sie mit dem Gedanken, der ganzen Misere ein Ende zu machen und sich umzubringen.

An einem heißen Augustnachmittag, zwei Wochen nach ihrem 23. Geburtstag, verlässt Charlotte die Wohnung, um sie-weiß-nicht-wohin zu laufen. Nur weglaufen. Sie hat eine leichte Strickjacke dabei und ein Päckchen Rasierklingen und Schlaftabletten und etwas Geld. Durchquert den Wald, ein Dorf, es geht vorbei an Getreidefeldern, dann wieder ein Dorf, dann noch eins. Von den Kirchtürmen schlägt es sieben – neun – elf Uhr, sie kann nicht mehr. Auf den Holzplanken einer alten Scheune findet sie ein hartes Lager und fällt sofort in einen tiefen Schlaf. Als sie aufwacht, schnurrt es ihr ins Ohr. Auf ihrer Brust liegt ein junges weiß-rot

geflecktes Katerchen, das ihr mit der Pfote ganz sachte über das Gesicht streicht.

*

Es schneit immer noch. In der Zeitung las ich heute, dass die Polizei aus dem Haus einer alleinstehenden Frau siebenundzwanzig Katzen entfernt habe. Nachbarn hatten sich beschwert. »Als sie eintraten, bot sich den Beamten ein unbeschreiblicher Anblick.« Die Räume seien in einem schlimmen Zustand gewesen, Kot, Gestank, das Übliche. Die Katzen hat man ins Tierheim gebracht.

Morgen werde ich mir endlich eine Katze holen, am liebsten ein rot-weißes Katerchen.

Meinetwegen hätte sie bleiben können, wo sie herkam. Ich war bestimmt nicht dafür, dass sie hier einzieht. Ganz und gar nicht. Aber mich hat niemand gefragt. Dass sie trotzdem geblieben ist, liegt nur an meinem Frauchen, die ein viel zu weiches Herz hat. Zugegeben, das weiche Herz hat sie nicht immer, denn wenn es darum geht, mir noch eine zweite Kaurolle aus Rinderhaut als Nachttisch zu spendieren, kann sie sehr hart sein. Da nutzt kein Winseln, kein Wedeln und noch nicht einmal mein herzerreißendster Augenaufschlag – die Röllchen bleiben im Schrank. Doch wenn ihr so ein kleines, hilfloses Ding über den Weg läuft und jämmerlich greint, dann gibt es kein Halten mehr. Frauchens Stimme wird plötzlich höher, und ihr Blick ist verklärt. Sie hockt sich zu dem jaulenden Etwas und säuselt beruhigende Worte, die so weich und süß klingen, als trügen sie eine Sahnehaube. Worte, an die ich mich erinnere aus der Zeit, als ich selbst noch ganz klein und gerade bei ihnen eingezogen war. Darum hätte ich mir denken können, wie das enden würde, als ich *sie* auf unserem Spaziergang im Wald hinter unserem Haus gefunden habe.

Sie saß unter einem kahlen Strauch, vielleicht zwölf Meter vom Weg entfernt, halb verdeckt von einem Haufen trockener Buchenblätter. Es war einer der ersten wirklich kalten Tage Anfang Dezember. Der Tag, an dem Herrchen und Frauchen immer von einem Mann namens Nikolaus reden. Nikolaus, der braven Leuten Überraschungen bringt und saubere Schuhe mag. Darum putzen die beiden ihre am Vorabend und stellen sie in den Wintergarten. Ich finde es blöd, wenn es nach Schuhputzzeug riecht. Ich mag es lieber, wenn an den Sohlen noch ein bisschen Dreck und Waldboden klebt. Gern schnüffle ich daran und atme den Geruch tief ein. Dann erinnere ich mich, wo wir mit diesen Schuhen überall gewesen sind, und stelle mir vor, was wir noch Tolles machen werden, wenn wir das nächste Mal unterwegs sind. Schuhputzzeug riecht so, als wollten sie nie wieder mit mir spazieren gehen. Noch nicht einmal bis zum Kiosk an der Ecke. Wenn sie die geputzten Schuhe in den Wintergarten stellen, halte ich besonders gut Wache, um diesen Herrn Nikolaus endlich mal kennenzulernen. Geklappt hat das noch nie. Ich bleibe die halbe Nacht wach, doch ich bekomme nur mit, dass Herrchen, wenn es noch dunkel ist, die Schlafzimmertür leise öffnet, sich auf Zehenspitzen in den Wintergarten stiehlt, irgendwas Eingewickelteres in Frauchens Stiefel steckt und leise zurück unter seine Daunendecke schlüpft. Kurz bevor Herrchen dann ein zweites Mal

aufstehen muss, weil der Wecker klingelt, schleicht sich Frauchen aus dem Bett und legt ebenfalls etwas in Geschenkpapier Verpacktes in Herrchens schwarze Halbschuhe, die ich gern mag, weil sie so weich sind und so gut nach Leder riechen. Die ich aber auf keinen Fall in die Schnauze nehme und sie apportiere, weil das schon einmal Ärger gegeben hat. Ich weiß nicht, ob es diesen Nikolaus überhaupt gibt, denn so gut ich auch aufpasse, gesehen habe ich ihn noch nie, obwohl ich in den Nikolausnächten immer im Wintergarten liege und nicht auf meiner Decke im Wohnzimmer.

An diesem Nikolaustag waren wir also im Wald, Frauchen und ich, und da habe ich *sie* unter den Blättern entdeckt. Etwas aufzuspüren liegt mir im Blut, Promenadenmischung, die ich bin. Einer meiner Vorfahren muss ein guter Fährtenleser gewesen sein. Sie zu überriechen wäre aber wohl auch mit einer wesentlich schlechteren Nase unmöglich gewesen. Sie stank und sah wirklich schlimm aus. Mager, pitschnass und verkrustet von irgendwas, von dem ich lieber nicht so genau herausfinden wollte, was es war. Es roch eklig. Wie etwas, das selbst ich unten im Fressnapf übrig gelassen hätte. Ich habe gebellt, und Frauchen kam an, um zu schauen, was los ist. Und dann bekam sie diese Sahnestimme. »Ach du meine Güte«, hat sie gesäuselt, »wie du zitterst. Dich hat bestimmt jemand ausgesetzt. Du

armes Ding.« Damit hat sie das dreckige Wesen gemeint. Und: »Guter Knuffel!«, das sagte sie auch noch. Und damit meinte sie mich. Ich war sehr stolz. Ich mag es, wenn sie mich lobt. Sie hat das maunzende Knäuel aus den Blättern gepult, hochgehoben und in ihren Schal gewickelt. Da hätte ich ein bisschen wachsamer sein sollen, denn eigentlich wollte ich ihr ja nur zeigen, was für ein guter Spürhund ich bin. Danach, so fand ich, hätten wir gern weitergehen können, sie und ich, ohne dieses Ding. Aber sie hat gesagt: »So ein guter Hund wie unser Knuffel hat sich eine ordentliche Belohnung verdient.« Und weil sich Belohnung ziemlich gut angehört hat, habe ich keine Widerworte gehabt, als unser Spaziergang plötzlich zu Ende war. Statt weiter durch den Wald zu laufen, sind wir zusammen nach Hause gegangen, sie mit dem Kätzchen auf dem Arm und ich in Gedanken an einen riesigen Knochen oder an drei Wiener Würstchen oder eine Extraportion Pansen oder ein paar Löffel von dieser leckeren Lasagne, die ich normalerweise gar nicht fressen darf, aber manchmal trotzdem bekomme, wenn ich ganz lieb bin und Herrchen gerade nicht da ist. Dass dieses Kätzchen aber auch dann noch geblieben ist, als meine Belohnung längst aufgefressen war, fand ich ungerecht.

Nachdem sie erst einmal gewaschen war und Frauchen ihr Futter hingestellt hatte, das die Kleine auf einen

Haps verschlang, sah sie schon eher aus wie eine Katze und nicht mehr wie ein zitternder, zerzauster Plüschball. Weißes Fell, rosa Nasenspitze, dunkle Ohren und drei schwarze Punkte auf dem Rücken. Ziemlich langweilig also. Hunde sind viel schöner. Ich zum Beispiel. Wilde, braune Zotteln, lange Ohren, muskulös mit kräftigem Körperbau. Ein bisschen *zu* kräftig, sagt Herrchen manchmal und streicht mir dann sämtlichen Rinderhaut-Nachtisch für ein paar Tage. Nicht nur das zweite Röllchen. Ich weiß nicht, was Menschen an Katzen so toll finden. Katzen sind überheblich. Sie schlafen den ganzen Tag und tun so, als ob sie trotzdem alles mitkriegen. Haben sie etwas ausgefressen, beginnen sie zu schnurren, wenn man mit ihnen schimpft, und stoßen einen mit ihrem Köpfchen an. Menschen entzückt das, und obwohl sie noch sauer sind, ist das Donnerwetter schnell wieder vorbei. Ohne Folgen. Katzen bekommen Leckerli, auch wenn sie keine Hausschuhe apportieren. Und sie sind zickig. Sie fauchen jedes Mal, nur weil ich ein bisschen an ihnen schnüffeln will, was freundlich gemeint ist, eine Art Begrüßung. Das kapieren die einfach nicht. Und auch nicht, dass ich mit dem Schwanz wedele, wenn ich fröhlich bin. Die wenigsten Katzen machen sich nämlich die Mühe, Fremdsprachen zu lernen, sonst wüssten sie das. Wedele ich trotzdem, weil ich mich vor Freude einfach nicht beherrschen kann, wedeln sie dann auch, nur bedeutet

das übersetzt, dass ich gleich eine gefegt bekomme. Und dies ist der nächste Punkt, der an Katzen wirklich nervt: sie haben eindeutig zu lange Krallen. Frauchen findet sie süß, besonders diese. Das wiederum finde ich ganz schön blöd. Die Vorstellung, mit jemandem wie diesem Kätzchen für längere Zeit unter einem Dach leben zu müssen – grauenhaft!

Was aber nichts daran änderte, dass sie blieb.

Wir umschlichen uns. Wobei eher sie um mich herum-schlich, denn ich bin viel zu groß, um leise zu tapsen. Außerdem habe ich das auch gar nicht nötig. Ich wohne hier. Schon lange. Das weiß jeder. Hier kann ich so laut sein, wie ich will. Wuff! Wenn sie nicht herum-schlich, saß sie auf der Fensterbank und ließ mich nicht aus den Augen. Nichts entging ihr. Dachte ich, sie schliefe, stahl ich mich in die Küche, um zu kontrollieren, was sie in ihrem Fressnapf übrig gelassen hatte. Schwups, stand sie klammheimlich hinter mir und maunzte, so dass ich gar nicht mehr dazu kam, den letzten Happen schnell genug hinunterzuschlucken und meine Schnauze zu putzen. Wenn Frauchen das mitbekam, schüttelte sie den Kopf. »Mensch, Knuffel«, sagte sie, »du bist doch unser Großer. Du sollst nicht auch noch unser Dicker werden.« Dann kraulte sie meinen Hals, ich reckte mich und wedelte, das Kätzchen wedelte auch, und dann fegte sie mir eine. Ich begann zu

bellend, das Kätzchen machte einen Buckel und fauchte. »Schluss jetzt!«, rief Frauchen, und die ganze schöne Stimmung war dahin. Sie füllte den Katzenteller nach, und ich konnte meine Hoffnung auf die nächste Kaurolle abhaken. »Belohnung« hatte Frauchen gesagt, als wir am Nikolaustag nach Hause gegangen waren. Aber wenn das Kätzchen nun unser Dauergast werden sollte, musste doch etwas mehr für mich drin sein als eine einmalige Pansen-Extraportion.

Abends saßen sie nun alle zusammen auf dem Sofa. Frauchen, Herrchen, das Kätzchen in der Mitte. So ist das nämlich mit Katzen: sie dürfen sogar auf der Couch sitzen. Ich darf das nicht, obwohl ich viel ältere Rechte habe. Wegen meines kräftigen Körperbaus, sagt Herrchen streng und vergisst, dass er unter diesem Gesichtspunkt eigentlich auch nicht mehr aufs Sofa dürfte. Also lag ich auf dem Boden und hatte die ganze Zeit das Gefühl, das Kätzchen würde mich triumphierend angrinsen. Meine Menschen merkten natürlich nichts davon. Sie waren eingelullt von dem Geschnurre. Nur ich bekam mit, was hinter dieser flauschig weißen Maske steckte. Ein Tyrann! Das war nicht fair. Irgendetwas musste passieren.

Die große Chance sollte sich am Abend vor dem Weihnachtsmann-Tag bieten. Dass der Weihnachtsmann-

Tag gekommen war, erkannte ich daran, als Herrchen wie jedes Jahr einen riesigen Baum ins Wohnzimmer stellte. Frauchen holte Kugeln und Strohsterne vom Speicher, und das Kätzchen beobachtete alles von der Sofaecke aus. Beim Gassigehen hatte Herrchen mir lang und breit erzählt, wie gut ich es hätte, dass ich nicht auf Weihnachtsfeiern gehen müsste, und wie schön es wäre, wenn auch er am Abend daheim bleiben könnte. Aber sein Chef . . . und seine Kollegen . . . und so weiter. Ich habe nicht mehr so richtig zugehört, denn der Wind trug den Duft einer gut riechenden Hundedame zu mir, so dass ich nur noch Nase war und keine Ohren mehr für Herrchen hatte. Als wir wieder daheim waren und er zu seiner Feier gehen musste, warf er mir noch drei Leckerli zu, und ich brachte ihn zur Tür. »Bis später«, sagte er, während er mich zum Abschied noch einmal ausgiebig kraulte. Ich sagte »Wuff«, und langsam formte sich etwas in meinem Hirn. Es war kein richtiger Plan, aber ein Gedanke, der im Laufe des Abends immer mehr Kontur annahm.

Ich wusste, wie neugierig sie ist, darum scharrte ich leise auf den Fliesen im Wintergarten, als ich hörte, wie Herrchens Auto um die Ecke bog. Es war mitten in der Nacht, und Frauchen schlief bereits tief und fest. Ich spürte, wie sich das Kätzchen den Flur entlangschlich, um nur ja mitzubekommen, was los war. Die

Autotür schlug zu, ich wedelte, aber nur ein bisschen, um nicht wieder eine gefegt zu bekommen, und behielt sie im Augenwinkel. Schritte auf der Steintreppe draußen. Sie schlich näher heran. Die Haustür öffnete sich, Schnee wehte herein, und den Schneeflocken folgte Herrchen. Ich begrüßte ihn, sprang um ihn herum, er versuchte mich zurück in den Wintergarten zu schieben, ich aber führte weiter meinen Freudentanz auf, so dass er die Tür nicht gleich schließen konnte. Er kaulte mich, sagte »Ach, Knuffel, mein Lieber« – und sie flutschte neugierig nach draußen, ohne dass er es gemerkt hatte. Ich schüttelte mich, und er schloss die Tür. Dann gingen wir beide nach drinnen.

Den ganzen Abend über hatte ich mir ausgemalt, wie gut ich mich fühlen würde, wenn ich wüsste, dass sie endlich weg wäre. Wenn ich das Haus wieder für mich hätte. Keine Vorsicht mehr beim Wedeln, keine Rücksicht mehr beim Bellen, und vielleicht dürfte ich, wenn ich freiwillig auf die eine oder andere Kaurolle verzichtete, auch wieder mit aufs Sofa. Als Frauchen noch wach war und mit mir und dem Kätzchen geschmust hatte, war die Vorstellung ganz toll gewesen, dass nur ich hier wäre und das Kätzchen weg. Im Dunkeln, allein auf meiner Decke, war das plötzlich nicht mehr so. Es war, als würde ich sie maunzen hören, irgendwo da draußen. Auch allein. Sogar noch viel mehr allein

als ich hier drinnen. Ich drehte mich eine ganze Weile auf meiner Decke hin und her, aber ich konnte einfach nicht schlafen. Wenn ich meine Augen schloss, sah ich sie wieder unter dem Strauch im Wald hocken. Sah ihren ängstlichen Blick. Sie war wirklich noch sehr klein. Und genug Winterspeck hatte sie sich in den zweieinhalb Wochen, in denen sie bei uns war, auch noch nicht angefressen. Doch Winterspeck würde sie brauchen. Es war verdammt kalt. Der Schnee fiel in immer dickeren Flocken. Aber das war nicht das Einzige, was mich beschäftigte. Was wäre, wenn sie da draußen Poison treffen würde? Sie kennt sich noch nicht so gut aus in der Welt. Weiß nichts von bösen Hunden. Sie kennt doch nur mich. Poison muss immer einen Maulkorb tragen, wenn er draußen ist. Er ist ganz fies, und selbst ich bin froh, dass er angeleint sein muss, wenn wir ihn im Wald treffen. Manchmal haut Poison aber von zu Hause ab, ohne Leine und ohne Maulkorb. Wenn er das ausgerechnet in dieser Nacht täte? Und wenn er dann unser Kätzchen sähe, einsam und allein, mitten im dunklen Wald? Nein, das durfte nicht sein! Ich bin nämlich nicht nur ein guter Spürhund. Unter meinen Vorfahren muss auch ein Hütehund gewesen sein. Und Hütehunde passen auf ihre Herde auf. Wenn meine Menschen also wollten, dass zu meiner Herde ein weißes Kätzchen mit schwarzen Punkten gehörte, gut, dann sollte es so sein. Darum habe ich so lange

vorm Schlafzimmer gebellt, bis die beiden wach waren. Und dann habe ich ihnen auf meine Art zu verstehen gegeben, dass ich ganz dringend nach draußen muss, um etwas wirklich Wichtiges zu erledigen.

Sie zu finden war gar nicht schwer. Ihren Fußabdrücken folgen, meiner Nase vertrauen, und nach einer Weile habe ich sie dann auch schon maunzen gehört. Sehr weit war sie noch nicht gekommen. »Guter Knuffel«, hat Herrchen gesagt, als er sie auf den Arm nahm und für den Heimweg in seine Jacke steckte. Na ja, so gut nun auch wieder nicht, dachte ich und schämte mich ein bisschen. Ich war heilfroh, dass ich sie gefunden hatte.

Nun liegen wir zusammen unter dem Baum mit den Kugeln und den Strohsternen. Ich habe ihr sogar ein kleines Stück meiner Kuschedecke überlassen. »Wie Geschwister«, hat Frauchen vorhin geflüstert. Ich habe meine Augen nicht geöffnet, noch nicht einmal einen kleinen Schlitz weit, und habe getan, als ob ich schlafe. Sonst hätte sie noch gemerkt, dass ich alles gehört habe. Und wie, bitte schön, soll ein Hund darauf reagieren, wenn man eine Katze als seine Schwester bezeichnet? Peinlich wäre das dem Hund, wenn er es mitbekäme. Knurren müsste er. Anfangen zu bellen und das Kätzchen in null Komma nichts aus der Stube jagen. Aber

es ist einfach zu gemütlich hier. Wegjagen will ich sie gerade gar nicht. Sie liegt nämlich so schön an meinen Bauch gekuschelt. Wegen der Belohnungsportion Panzen, die ich vorhin bekommen habe und die wirklich riesig war, drückt er etwas. Da ist ihr leises Schnurren sehr angenehm. Natürlich würde ich nicht so weit gehen zu behaupten, ich sei begeistert davon, dass sie bleibt. Aber ganz so schlecht ist es vielleicht auch nicht. Wenn sie ein bisschen größer ist, schauen wir mal, wie geschickt sie sich anstellt. Ich kann nämlich den Kühlschrank nicht allein öffnen, doch wenn ich mich strecke, käme ich an die Sachen dran, die drin liegen. Sie müsste vorher nur hinaufspringen und an der einen Stelle, wo die Dichtung der Kühlschranktür porös ist, ein bisschen mit ihrem Pfötchen hebeln . . . ich glaube, das könnte klappen. Wir wären sicher kein schlechtes Team. Vielleicht gibt es doch einen Nikolaus, und sie ist das Geschenk, das er mir in diesem Jahr direkt vor meine Pfoten gelegt hat. Denn wenn ich ganz ehrlich bin, habe ich mir schon lange etwas Verstärkung hier gewünscht. Und ob Hund oder Katze, ist doch eigentlich egal.

Dass alle Katzen intelligent sind, weiß jeder, dass aber die toskanischen Katzen bei weitem intelligenter sind als alle anderen Katzen, das will kaum jemand zugeben. Wohl kaum aus Eifersucht, eher aus Unverstand, weil niemand weiß, was eigentlich Intelligenz ist: nicht Schlauheit oder Geistigkeit, sondern das Vermögen, mit den unterschiedlichsten Anforderungen des Lebens mit einer gewissen Eleganz fertigzuwerden und immer einen Vorteil daraus zu ziehen. Die Toskanerkatzen tun dies mit einer unbändigen Liebe zur Freiheit, denn Knechtschaft wäre in ihren Augen immer eine Art von Beschränktheit.

Das jedenfalls ist meine Erfahrung, denn in den vergangenen vierzig Jahren ist unser Haus ein *asilo* geworden, eine Locanda, ein Erholungsheim, ein Katzen-Fluchtpunkt für Ausgestoßene, Verwundete, Verfolgte, Bastarde. Sie kommen mit ihrem leichten, graziösen Schritt, ihre Brust hebt sich, so rasch sind sie vor den Jägern davongerannt, die auf alles zielen, was sich bewegt. So kam auch Duccia zu uns, die kleine Prinzessin mit der wie von Duccio gemalten schwarzen Gesichtsmaske über dem Magnolienweiß des Fells, durchscheinend wie Porzellan, mit wasserhellen Augen,

aus denen ein unabhängiger wilder Geist zu sprechen schien. Der Schrägschnitt ihrer Augen, der schmale Kopf, die Eleganz ihrer Bewegungen, eine kleine Etruskerin.

Es war ein wunderbarer Vorweihnachtstag. Wir fuhren durch die Toskana, und die festliche Stimmung spürten wir bereits in Bologna. In Florenz, Colle Val d'Elsa, Siena spürten wir sie, an den Häusern, den Bäumen, dem Himmel. Der war zartblau, die Wolken formten Händchen, Bäuchlein, Wangen, Flügelchen, Engelsflügel, silbrig und durchsichtig, die von Wolke zu Wolke flogen, auf denen Madonnen saßen. Der Stein schien uns glatter und leuchtender, von der hellen Farbe zwischen Platin und Elfenbein, an manchen Stellen von einem Hauch von Schnee überzogen, der wie Glimmer funkelte. Ein leichter Wind glitt darüber hin und brachte die Myrtenzweige zum Rascheln, überpuderte das Eichenlaub, die Mauern, die Erdhäufchen, die zartgrünen Wiesen und Hänge, und fand den Weg zur Via del Piano, die zu unserem Haus führt.

Wir stiegen aus, reckten die Glieder und blickten auf den olivenbewachsenen Hang, ins Tal der überzuckerten Maremma, in der pflügende Maschinen immer noch Scherben etruskischer Krüge fanden, dazwischen aufschimmernd rote Erde, die Hügel blau und grau rechts und links des stahlblauen Meeres, die zarten Züge der Insel Giglio, über der eine kleine weiße

Wolke schwebte. Ich atmete tief die herbe klare Luft ein, es roch nach Eisen, Schafgarbe, bitterem Rosmarin, und umarmte meinen Liebsten.

Wir wunderten uns, daß die zartgesittete Duccia uns nicht entgegenkam mit ihrem rosigen Näschen, da hörten wir auch schon ihren maulenden Laut, und als wir uns dem Haus näherten, saß sie da im letzten Sonnenstrahl mit gespitzten Ohren und wärmte ihr stattliches Bäuchlein. Duccia war hochschwanger.

Am Weihnachtstag, ich ging vors Haus, um Kastanien für ein Püree abzuschneiden, schlich Duccia mit gestäubtem Schnurrbärtchen um mein Bein, verzog sich dann leise maunzend an ihr Plätzchen und brachte wie nebenbei in wenigen Minuten eins, zwei, vier, fünf Kätzchen zur Welt, leckte sie ab, packte sie mit dem Maul am Schlafittchen und legte sie in der Reihenfolge ihrer Geburt vor die Tür, mit ziemlichem Sinn für Harmonie.

Unser Weihnachtsgeschenk.

Ich öffnete die Tür, legte eine Decke vor den Kamin, und Duccia wiederholte ihr Arrangement. Wir verstanden den Wink. Es war ein wundervoller Weihnachtsabend mit diesen wolligen Wölkchen. Wir stellten ein Körbchen für sie bereit, gaben ihnen mit Fläschchen Sahne, bürsteten und kämmteten sie, die kleinen Fürsten, deren Flaum bei jedem Schrittchen wogte. Und zu *Befana am 6. Januar*, in Italien das eigentliche Weih-

nachtsfest, schritten sie bereits auf der Terrasse bis hin zum Feigenbaum, mit aufgeplusterten Reiterhosen. Sie umringten unseren Weihnachtsbaum, die majestätische Zypresse vor dem Haus, und versuchten, an ihr hochzuklettern und die glitzernden Sterne und Schokokringel zu erhaschen. Sie spielten mit einem funkeln- den Ball aus zusammengeknülltem Geschenkpapier und jagten einander über die Treppen bis zur Erschöpfung. Und ihre Mutter wachte aufmerksam über ihre flü- gen Kinder.

Zwei Wochen später näherte sich der Zeitpunkt un- serer Heimreise. Behutsam setzten wir die Kleinen vor die Tür und erklärten, dass sie nun allein zurechtkom- men müssten. Sie schüttelten fassungslos ihre zerzaus- ten Köpfchen und heulten die ganze Nacht vor der Tür, und der Weiße, den wir, nach Weihnachten, Na- tale nannten, so etwas wie der Anführer der kleinen Meute, blickte mich aufgebracht an, als sage er, du tust dir leicht und verweist uns auf Broterwerb, doch wir wissen nicht, wie.

Zu Ostern, als wir wiederkamen, war Duccia nicht mehr aufzufinden, emigriert oder ermordet, wer weiß, doch die ehemals Kleinen kamen nach und nach, ver- wildert, flehend und bildhübsch ausgewachsen, mit Zecken in den Ohren und grimmenden Eingeweiden. Die Halbangora, beige, struppig, zärtlichkeitsbedürf- tig; der Kater im graugestreiften Einreihler mit weißer

Krawatte, Natale, wie immer würdevoll; das einst verschmuste, nun eher abweisende Weißnäschen; die tolle Schwarze, samtig und wunderschön, die ohne Federlesen den Tisch erklomm und mit den Pfoten in den Sugo fuhr. Und Rotfuchs, der Schlaue, mit herablassendem Blick und hinterhältigem Lächeln.

Ich fütterte sie und päppelte sie hoch, bürstete sie fein und tastete sie nach Zecken ab. Die Haustür ließ ich geschlossen, doch sobald ich das Fenster öffnete, sprangen sie in die Küche, spazierten auf den Herd, lüpfen die Topfdeckel und machten einen Bogen um die Hausmäuse. Die Mülltüte, längst an einem Haken platziert, erklärten sie zum Korbball, sprangen sie an und zerrissen sie mit ihren Pfoten, dass sich der Abfall über den Boden ergoss.

Das Barsche, das ich dazu sagte, erboste sie, und schräg, mit gesträubtem Rückenfell, hielten sie auf mich zu.

Ich hatte genug. Doch ehe ich drakonische Maßnahmen ergreifen musste, wurde das Wetter wärmer, und mit einem Mal waren sie fort. Sie ließen sich weder im Sommer sehen noch im Herbst, nur einige Male kreuzte Einreihler hochmütig meinen Weg, ein anderemal Weißnäschen, das fauchend zwischen den Büschen verschwand.

Doch nächste Weihnachten, als es draußen unwirtlich und eisig war, waren sie wieder da, weniger niedlich,

doch voll Eigenwillen und Persönlichkeit, und abends sprangen sie aufs Fensterbrett und blickten frierend und bettelnd hinein zum entfachten Kamin, flehten und jammerten, als ich den Weihnachtsbaum schmückte.

So ging es auch nachts. Sie hörten nicht auf, unter dem Schlafzimmerfenster zu heulen, ergingen sich in pubertären Anwandlungen, und der Einreihler hatte lautstarken Sex mit einer vom Nebenhaus.

Beinahe hätten sie mich weichgeklopft, diese kleinen Ungeheuer, denn ich konnte nicht mehr. Als hätten sie es geahnt, waren sie anderntags reserviert. Ein warmer Wintertag, wie es ihn manchmal dort gibt, wir saßen draußen am Tisch und tranken Kaffee, aßen Kuchen. Natale, der Wortführer, stellte sich vor mich hin und blickte mich fordernd an, kratzte mit der Pfote an meinem Bein, als wollte er sagen: Ist doch mein Tag, Weihnachten, Natale.

Lass das, Einreihler, sagte ich und schüttelte ihn ab, der schon auf meinem Schoß saß, da stemmte er sich mir auf Bauch und Brust, dann schnappte er sich ein Stück Kuchen und sprang damit auf den Boden zurück.

Du weißt, dass ich das nicht mag, sagte ich.

Ich ging in die Küche und holte Knuspernahrung, schüttete sie in ein Schüsselchen vor der Tür. Sie näherten sich langsam, mit schmalen Hinterbacken, was bedeutete, dass sie mir nicht mehr trauten, und aßen ma-

nierlich, als zeigten sie Benehmen wenigstens am Feiertag.

Dann entfernten sie sich, mit unbeweglicher Miene, erhobenem Haupt, gemessenen Schritts.

Vorüber die Zeiten, als wir mit Katzen Weihnachten feierten, denn kurz darauf waren sie verschwunden. Die Halbangora warf sich einem Düsseldorfer Anwalt an den Hals, der Einreihler verließ das Auto eines reichen Unternehmers nicht mehr und schmuggelte sich nach München, dort lebt er nun in Saus und Braus. Von zweien ist ihr weiteres Schicksal unbekannt. Nur Natale, der Weiße, lebt noch in der Nähe, machte sich die Liebe einer Eierdiebin aus Madonnino zu eigen.

Autorenverzeichnis und Quellennachweise

KATJA BERLIN, 1980 in Berlin geboren, arbeitete nach dem Studium zunächst als PR-Referentin und ist seit 2011 freie Autorin. Aus ihrem Graphitti-Blog entstand 2011 der Taschenbuch-Bestseller »Was wir tun, wenn der Aufzug nicht kommt« (Heyne Verlag), 2013 erschien bei Rowohlt ihr zweites Buch »Cat Content: SMS von meinem Kater«.

»Katzen im Winter. Eine Gebrauchsanweisung«, S. 14. Originalbeitrag. © Katja Berlin. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

BARBARA BRONNEN, in Berlin geboren, lebt in München. Von ihr erschienen zuletzt im Insel Verlag die Bücher *Toskana* (2011) und *Meine Väter* (2012).

»Natale«, S. 91. Originalbeitrag. © Barbara Bronnen. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

PETER GLASER, 1957 als Bleistift in Graz geboren, wo die hochwertigen Schriftsteller für den Export hergestellt werden. Lebt als Schreibprogramm in Berlin (peter@ccc.de). Bachmann-Preisträger und Ehrenmitglied des Chaos Computer Clubs. Zuletzt erschien *Geschichte von nichts. Erzählungen* (Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003).

»Die Katzen, das Nest und die Liebe«, S. 115. Originalbeitrag. © Peter Glaser. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

KATJA LANGE-MÜLLER, 1951 in Berlin geboren und geblieben, wenn sie nicht gerade woanders ist. Lernte Schriftsetzer, arbeitete lange als Hilfspflegerin in der geschlossenen Psychiatrie, ist Autorin von Erzählungen und Romanen. Zuletzt erschien der Roman *Böse Schafe* (Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007).

»Ach Gott, die Katze«, S. 9. Zuerst veröffentlicht in: Jonas Maron, *Was weiß die Katze vom Sonntag? Fotografien*. Mit Texten von Katja Lange-Müller und Monika Maron. Nicolaische Verlags-

buchhandlung, Berlin 2002. © Katja Lange-Müller. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

MONIKA MARON, 1941 in Berlin geboren, studierte Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte. Sie arbeitete als Regieassistentin beim Fernsehen, später als Reporterin für die *Wochenpost*. Nach ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik im Jahr 1988 wohnte sie zunächst in Hamburg, heute lebt sie wieder in Berlin. Sie erhielt 1991 den Brüder-Grimm-Preis, 1992 den Kleist-Preis und 1993 den Solothurner Literaturpreis.

»Später Dank«, S. 108. Aus: Jonas Maron, *Was weiß die Katze vom Sonntag? Fotografien*. Mit Texten von Katja Lange-Müller und Monika Maron. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin 2002. © Monika Maron. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

NADJA MAYER studierte Germanistik und Philosophie. Seit Ende der 1990er Jahre arbeitet sie als freie Texterin und Autorin. Neben Kampagnen für Banken, Dosenbier und Faltencremes schreibt sie über Jazz, Kunst und Digitales und sitzt aktuell an ihrem ersten Roman. 2011 wurde sie mit dem Caroline-Schlegel-Förderpreis für Essayistik ausgezeichnet. Sie lebt in Frankfurt am Main.

»Schmidt sucht das Weiße«, S. 98. Originalbeitrag. © Nadja Mayer. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

URSULA NAUMANN wurde in Görlitz geboren, studierte Germanistik, Komparatistik und Kunstgeschichte, lebt als freie Autorin bei Erlangen. Zuletzt erschien von ihr im Insel Verlag *Auf Forsters Canapé. Liebe in Zeiten der Revolution* (2012).

»Die Zärtlichkeit der Kater«, S. 23. Originalbeitrag. © Ursula Naumann. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

ILKE S. PRICK studierte Psychologie. Heute ist sie freie Autorin, schreibt Kolumnen für die *taz*, veröffentlichte mehrere Bücher im Thienemann Verlag und betreibt für das online-Magazin *existenzielle* den Blog *Nachrichten vom Küchentisch*. 2013 ist im Insel Verlag ihr Roman *Essen mit Freunden* erschienen.

»Wie Katz und Hund«, S. 31. Originalbeitrag. © Ilke S. Prick. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

ANDREA SCHACHT war lange Jahre als Wirtschaftsingenieurin und Unternehmensberaterin tätig, hat dann jedoch ihren seit Jugendtagen gehegten Traum verwirklicht, Schriftstellerin zu werden. Ihre historischen Romane um die scharfzüngige Kölner Begine Almut eroberten auf Anhieb die Herzen von Lesern, Buchhändlern und Journalisten. Derzeit schreibt sie den letzten Band der Fantasy-Katzentriologie *Jägermond*. Andrea Schacht lebt mit ihrem Mann und zwei Katzen in der Nähe von Bonn.

»Ein kätzisches Weihnachtsessen oder Chatons à donner«, S. 58. Originalbeitrag. © Andrea Schacht. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

TOM SCHULZ, 1970 in der Oberlausitz geboren, wuchs in Ost-Berlin auf. Zwischen 1991 und 2001 arbeitete er in verschiedenen Jobs in der Bauindustrie. Inzwischen ist er als freier Schriftsteller und Übersetzer tätig. Er arbeitet zudem als Dozent für Kreatives Schreiben und ist Redakteur der Literaturzeitschrift *lauter niemand*. Bisher sind von ihm ein Prosaband und sechs Gedichtbände erschienen, zuletzt *Kanon vor dem Verschwinden. Gedichte* (2009). Tom Schulz lebt in Berlin.

»Wie Kasimir und Karoline, Mucks und Mäuschen den Weihnachtstag feierten«, S. 43. Originalbeitrag. © Tom Schulz. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

HERMIEN STELLMACHER wurde 1959 in Holland geboren. Sie studierte Grafik-Design und Illustrationstechniken in Würzburg und machte sich bald danach selbstständig. Seit 1993 illustriert und schreibt sie für verschiedene Kinder- und Jugendbuchverlage. Unter dem Pseudonym »Fanny Wagner« schreibt sie auch für Erwachsene. Sie lebt mit ihrem Mann und einigen Katzen in der Fränkischen Schweiz.

»Weihnachtsremmidemmi«, S. 77. Originalbeitrag. © Hermien Stellmacher. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.